

VORBEMERKUNG

Als meine Mutter zum zweiten Mal heiratete, war ich schon erwachsen. Ich lernte ihren neuen Mann kennen, als ich von einem Auslandsjahr zurückkehrte, die Hochzeit war bereits zwei Wochen später. Wir fünf Kinder, drei aus ihrer Ehe, zwei aus seiner, alle zwischen fünfzehn und vierundzwanzig, bekamen damals ein Geschenk: Die Mitglieder der neuen Großfamilie sollten sich bei einem Tunesien-Urlaub besser kennenlernen. Wir haben uns gut verstanden, hatten hinterher aber trotzdem das Gefühl, unsere Eltern trösten zu müssen, weil wir alle unterwegs gelegentlich fremdelten. Bloß weil ihr geheiratet habt, sind wir ja noch lange nicht verheiratet, sagte meine Schwester damals.

Inzwischen sind meine Mutter und ihr Mann Dieter seit mehr als zwanzig Jahren ein glückliches Paar, zum Clan gehören sechs Enkel, wir begegnen einander sehr herzlich und entspannt. Die Frage, was für eine Art von Familie wir sind, stellt sich trotzdem immer mal wieder. Erst seit kurzem nenne ich bei-

spielsweise meine Mutter und ihren zweiten Mann »meine Eltern«. Dieter hat es sich gewünscht, ich kann das gut verstehen und finde die Anrede auch nicht illoyal gegenüber meinem Vater, der vor einigen Jahren gestorben ist. Trotzdem gehen mir die Worte noch schwer über die Lippen. Viele Patchwork-Kinder kennen so etwas: Die Suche nach den passenden Gesten, den richtigen Etiketten, sie hört nie auf.

Für Patchwork-Familien gibt es weniger klare Regeln, das ist einer der Gründe, warum ihr Alltag anstrengend ist. Wem fühle ich mich wie sehr verbunden, ist das in Ordnung so, und was genau folgt daraus für die Urlaubsplanung und die Größe des Weihnachtsgeschenks? Nenne ich das neue Kind meiner Mutter Schwester oder Halbschwester, was formal korrekt ist, aber etwas unfreundlich klingt? Bin ich gemein, wenn ich meinen Stiefvater viel lieber mag als meinen leiblichen Papa? Das Leben ist einfacher, wenn man solche Fragen nicht beantworten muss.

Wie Väter und Mütter mit ihren Kindern leben, das kennen wir in der Regel aus dem Elternhaus. Auch Scheidungs- und Trennungskinder spielen Vater-Mutter-Kind mit Puppen nach. Ein Patchwork-Geilde muss sich selbst erfinden. Patchwork bedeutet Weihnachtstage auf der Autobahn, Verhandlungen über Urlaubspläne, weniger Spontaneität und kinderfreie Wochenenden für Väter und Mütter – wäh-

rend sonst für viele Eltern gerade das Wochenende den Kindern gehört. Patchwork bedeutet gleichzeitig viel mehr und viel weniger Mobilität: Einerseits sind die Kinder ständig unterwegs – andererseits ist ein Wohnortwechsel für alle Beteiligten nahezu unmöglich. Mal eben nach Brüssel ziehen, wenn der Ex in Frankfurt wohnt? Undenkbar, wenn die Eltern sich das Sorgerecht teilen. Eine Zumutung, wenn nur einer es hat und sein Kind im Falle eines Umzuges seltener sehen kann.

Das weiß nicht jeder, der sich in einen Mann oder eine Frau mit Kind verliebt und sich in ein Familienabenteuer stürzt. Das war einer der Gründe für dieses Buch. Es gibt Situationen im Leben, in denen man sich eine nette ältere Cousine wünscht, der das Schicksal widerfahren ist, das einem selber bevorsteht. Dieses Buch ist von meinem Koherausgeber Rocco Thiede und mir unter anderem für Patchworker gedacht, denen diese Cousine fehlt.

Gleichzeitig soll es ein Beitrag zu einer politischen Debatte sein, die sich in Deutschland entwickelt hat, nachdem in das Schloss Bellevue erstmals ein Bundespräsident eingezogen war, der eine Patchwork-Familie hatte. Bei dieser Diskussion ging es im Grunde nicht um Stieffamilien, sondern um Scheidungen. Es stand der Vorwurf im Raum, viele Menschen machten es sich zu leicht mit ihrem Abschied aus einer Ehe – und würden dabei vor allem die Folgen für ihre

Kinder nicht bedenken. Patchworker sind Egoisten war die unterschwellige Botschaft: Das eigene, oft nur kurzfristige Liebesglück interessiere sie mehr als das Glück ihrer Kinder. Und der Bundespräsident, der damals noch Wulff hieß, helfe dabei, weil er mit seiner neuen Familie schöne Patchwork-Bilder produziert.

Unser Buch handelt von Neuanfängen, nicht vom Scheitern; zehn Autoren erzählen Geschichten vom zweiten Anlauf, tastend oder auch leidenschaftlich, und von seinen Chancen. Weil aber so viele Patchwork-Eltern den Egoismus-Vorwurf kennen und darunter leiden, sei hier kurz gesagt, welche Belege es dafür gibt. Die kurze Antwort lautet: Keine. Es gibt keine Statistik, aus der sich ablesen ließe, dass Eltern in Deutschland ihre Familien leichtfertig aufgeben. Auf Einzelfälle trifft das selbstverständlich zu, ein Massentrend ist es nicht.

Stattdessen fällt bei einem internationalen Vergleich vor allem auf, wie wenig sich beim Umgang der Deutschen mit dem Thema Ehe ändert. In Frankreich, einem Land mit besonders hohen Geburtenraten, hat sich die Anzahl der neu geschlossenen Ehen in den vergangenen dreißig Jahren fast halbiert. Nach dem jüngsten Familienreport der OECD hat in Frankreich mittlerweile jedes zweite neugeborene Kind unverheiratete Eltern, in Deutschland nur jedes dritte. Französische Paare leben deswegen nicht kürzer zusammen als Männer und Frauen in anderen

Industrielländern. Aber der Trauschein ist weniger wichtig als früher.

In den Vereinigten Staaten hingegen ist die Ehe für die Mehrheit ein wichtiges Lebensziel. Paare heiraten vergleichsweise jung. Die meisten Scheidungen gab es in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre. Seitdem ist für Akademiker das Scheidungsrisiko um fünfzehn Prozent gesunken, das für Amerikaner mit High-School-Abschluss oder ohne Qualifikation um fast den gleichen Prozentsatz gestiegen. Die amerikanische Mittelschicht hat offenbar gelernt, ihre Beziehungen zu stabilisieren, vermutlich auch: passendere Partner als früher zu finden. Scheidungen, Trennungen, uneheliche und Patchwork-Kinder und vor allem mehrere aufeinanderfolgende Beziehungen mit Kindern gehören zum Lebensstil der Unterschicht. Selbst in dieser sozialen Gruppe, das zeigen neue Untersuchungen, steht die Ehe sehr hoch im Kurs, man traut sie sich bloß nicht unbedingt zu und bekommt Kinder auch ohne wirklich feste Beziehung. Interessanterweise ist in den Vereinigten Staaten die Haltbarkeit von Ehen keine Frage der Religion: Kirchgänger lassen sich genauso häufig scheiden wie der Rest.

In Deutschland enden nach wie vor zwei von drei Ehen nicht durch Scheidung, sondern durch den Tod. In den vergangenen zehn Jahren ist die Zahl der Scheidungen zwar leicht gestiegen, gleichzeitig

leben aber Eheleute länger zusammen, bevor es zur Trennung kommt. Dies widerspricht zumindest der Annahme eines Massentrends hin zu überstürzten Scheidungen.

Ungefähr jedes vierte Kind wächst in Deutschland nicht mit beiden Elternteilen auf. Etwa jedes zehnte Kind lebt nach dem jüngsten Familienreport der Bundesregierung in einer Patchwork-Familie. Experten verstehen darunter meist Familien, bei denen mindestens ein Ehepartner ein Kind aus einer früheren Verbindung hat. An diese Definition haben wir uns auch in diesem Buch gehalten.

Trennungs- und Patchwork-Kinder sind also eine wachsende, nicht übersehbare Minderheit. Die überwältigende Mehrheit der Kinder wächst in klassischen Familien auf. Diese Tatsache lässt sich auch als phänomenaler Erfolg der Institution Ehe verstehen. Schließlich werden Paare viel seltener als früher durch ökonomischen Druck und gesellschaftliche Normen zusammengeschweißt. Nie war es so einfach, zu gehen. Aber die allermeisten bleiben. Das ist auch deshalb beeindruckend, weil die Ehe bis zum Tod in einer alternden Gesellschaft schon aus biologischen Gründen ein anspruchsvolleres Projekt ist als früher. Das Versprechen »bis dass der Tod uns scheidet« wiegt schwerer, wenn damit fünfzig Jahre Zweisamkeit einhergehen statt zwanzig oder dreißig wie in der Generation unserer Großeltern.

Untersuchungen wie die Shell-Jugendstudie zeigen regelmäßig, dass die Sehnsucht nach Familie und dauerhaften Beziehungen nicht kleiner wird. Bei Umfragen unter Jugendlichen wird das besonders deutlich, es gilt aber auch für Erwachsene. Selbst eine gescheiterte Beziehung ändert nichts an diesem Wunsch. Die Neigung zur Ehe ist bei Geschiedenen größer als bei Singles, wer einmal verheiratet war, will es meist bald wieder sein – wie in unserem Buch die von Sandra Kegel porträtierte Gräfin von Pfuël, die heute mit dem vierten Mann und sieben Kindern lebt.

Einige Rahmenbedingungen für eine dauerhafte Ehe mögen schlechter als früher sein – an der Lust auf Bindungen ändert das zumindest in Deutschland nicht viel. Vermutlich hängt beides zusammen. Wer einen unsicheren Job hat, wer wegen der Arbeit oder der Ausbildung ständig umziehen oder reisen muss und womöglich auch noch selbst seine Kindheit in unübersichtlichen Familienstrukturen verbracht hat, wünscht sich umso mehr private Stabilität – und bringt gleichzeitig schlechte Voraussetzungen dafür mit. Die Gründe für die Sehnsucht und das Scheitern sind die gleichen.

Deshalb sind auch so unterschiedliche Bilder von Stieffamilien auf dem Markt: Es gibt, einerseits, die Hochglanzfotos von attraktiven Geschiedenen aus Hollywood, von glücklichen Patchwork-Eltern, deren Leben sorglos wirkt. Andererseits wachsen

die meisten Kinder nach wie vor mit Märchen auf, in denen Patchwork-Mamas nur als böse Stiefmutter vorkommen. Barbiepuppen gibt es als Braut, als Freundin von Ken und in tausend anderen Varianten, beim Reiten, beim Baden. Eine geschiedene Barbie, möglicherweise bereichert um Kens Auto und Kens Haus, gibt es bisher noch nicht.

Der dritte Grund für dieses Buch begegnete mir erst, als Rocco Thiede und ich schon die ersten fertigen Porträts für dieses Buch lasen. Ich saß in einer Vorlesung der Harvard Universität, ein junger, sehr ehrgeiziger Professor präsentierte aufregende Umfrageergebnisse zur sozialen Ungleichheit im Land. Alle staunten, und am Ende gab ihm eine erfahrene Kollegin einen Rat: Manchmal komme man der Wahrheit durch noch so viele Daten nicht unbedingt näher. In der amerikanischen Familien- und Armutsforschung gebe es deshalb seit längerem den Trend zum *story telling*, zu Fallstudien, denen lange, konzentrierte Interviews mit einem ausgewählten Personenkreis vorausgingen.

Mir leuchtete das sofort ein. Wer vertraut einem Fragebogen schon gern die Umstände seiner Scheidung an oder Details aus seinem Liebesleben? Mich hat schon immer beeindruckt, was für unterschiedliche Auskünfte miteinander verheiratete Männer und Frauen auf die vergleichsweise harmlose Frage geben, wer wie viele Stunden mit Arbeit im Haushalt ver-

bringt. Warum sollten Auskünfte zu Trennungen und komplizierten Familienstrukturen belastbarer sein?

Die Autoren dieses Buches versuchen *story telling* ohne wissenschaftlichen Anspruch, aber doch mit dem Ziel, der Wahrheit über Patchwork näherzukommen. Im Idealfall bieten wir nicht nur ratlosen Eltern etwas, sondern auch allen, die sich für die Lage von Familien interessieren. Während sich die ersten Porträts stärker mit der praktischen Organisation eines Patchwork-Alltags und der psychischen Verfassung der Betroffenen beschäftigen, geht es im zweiten Teil stärker um die gesellschaftlichen Voraussetzungen von Patchwork und deren Folgen. Denn auch in Deutschland forschen Wissenschaftler zwar seit vielen Jahren über die Folgen von Scheidungen und die sich daraus ergebenden Familienkonstellationen. Doch, die Ergebnisse sind sehr widersprüchlich.

Befragungen spiegeln oft die Dramen zerrütteter Familien nicht wider. An ihnen beteiligen sich häufiger Menschen, die ihr Schicksal einigermaßen meistern. So zeichnen vermutlich viele Studien über Scheidungsfolgen ein viel zu positives Bild. Wenn sich wiederum Therapeuten zu Scheidungskindern äußern, geschieht eher das Gegenteil: Sie haben es meist mit schlimmen Fällen zu tun, also entsteht eher ein zu bedrohliches Bild. Alles in allem kann in der Debatte über Scheidungsfolgen fast jeder sei-

nen akademischen Kronzeugen finden – jemand, der Patchwork-Konstellationen für Mahnmale gesellschaftlichen Verfalls hält, wie auch jemand, der das Leben in zwei Elternhäusern positiv findet, weil es beispielsweise lehrt, selbständig zu werden.

Hinzu kommt noch, dass die psychische Verfassung der Kinder oft durch Fragen an die Eltern ermittelt wird. Meist antworten die Mütter. Frauen und Männer bewerten Trennungen jedoch oft unterschiedlich, auch dadurch kommt eine Unschärfe in viele Studien. Dieser Unterschied ist übrigens selbst in unserem Buch zu spüren, man merkt es an der Tonlage der Porträtierten und der Autoren. Männer leiden mehr.

Die schlimmsten Fehlteile über Patchwork-Familien entstehen, wenn deren ökonomische Verhältnisse ausgeblendet werden. Beziehungen von armen Menschen scheitern besonders häufig, das zeigen die Statistiken sehr klar. Nach Zahlen des Deutschen Jugendinstituts erlebt jedes zweite Kind aus einer Familie mit wenig Geld die Trennung der Eltern, aber nur etwa sieben Prozent der Kinder aus gutsituierten Haushalten. In anderen Ländern, vor allem den Vereinigten Staaten, ist der Unterschied noch deutlicher. Dort hat sich übrigens der Blick auf arme Familien komplett verändert: Lange war viel von *single mums* die Rede. Heute sagt die Harvard-Professorin Kathryn Edin: »Vergesst die alleinerziehenden Mütter – die meisten von ihnen bleiben nur kurz ohne

Partner.« Schaut stattdessen auf *fragile families*, auf zerbrechliche Familien, rät die Professorin. Typisch sei nicht die Zweisamkeit von Mutter und Kind, sondern ein großes familiäres Geflecht, zu dem alte und neue Lebenspartner der Mutter gehören, sporadisch anwesende Väter und häufig auch diverse Halbgeschwister, die manchmal deutlich älter oder jünger sind. Die große Zahl dieser lockeren und oft nicht sehr haltbaren Zusammenschlüsse ist übrigens auch einer der Gründe, warum laut Statistik Patchwork-Paare etwa doppelt so häufig scheitern wie andere Eltern. Der Stress durch die komplizierte Familienstruktur ist sicher einer der Gründe. Es gibt aber auch viele Eltern, bei denen die zweite Ehe länger hält als die erste – wie bei meiner Mutter. Aber daneben gibt es eben auch viele mehrfach Getrennte, die nach mehreren Kurzzeit-Beziehungen die Statistik dreifach oder vierfach bereichern.

Auch in Deutschland gibt es viele Familien dieser Art, wie die dreifache Mutter Stephanie S., die Eberhard Schade in diesem Buch porträtiert. Aber auch beim Blick auf ganz andere Milieus ist es richtig, den Begriff der Alleinerziehenden vorsichtig zu verwenden. In den allermeisten Fällen handelt es sich in allen sozialen Schichten eher um Arrangements geteilter Erziehung, um *fragile families*. Die frühere First Lady Bertina Wulff hat das einmal so ausgedrückt: Sie habe vor ihrer zweiten Ehe zwar allein mit ihrem

Sohn gelebt, sie sei aber nie alleinerziehend gewesen. Der Vater ihres Sohnes war immer präsent.

Der Faktor Ökonomie ist wichtig, er kommt trotzdem oft nicht vor, wenn über die Probleme von Patchwork-Kindern geurteilt wird. So geht aus den meisten Studien klar hervor, dass Trennungskinder häufiger Probleme in der Schule haben. Welche Rolle das mangelnde Geld für den Nachhilfelehrer, das richtige Schulbuch oder den Sprachurlaub spielt, wird selten geklärt. Die Antwort ist aber entscheidend für die Frage, womit dem Kind am ehesten zu helfen ist.

Wie sehr schadet eine Scheidung, wenn die Eltern nicht arm sind, sich intensiv um ihre Kinder kümmern und Konflikte weitgehend vermeiden? Welche Chancen hat ein Neuanfang mit einem weiteren Partner? Wie gestaltet man ihn am besten? Für Paare, die einen Familien-Neustart wagen, sind das die entscheidenden Fragen. Es gibt leider nicht eine Antwort, sondern viele – in der Wissenschaft, aber auch in unserem Buch. Remo Largo, Schweizer Professor für Kinderheilkunde und Autor verschiedener Bestseller zu Erziehungsfragen, widerspricht beispielsweise der gängigen Sicht, wonach eine Trennung nur dann für die Kinder das kleinere Übel sei, wenn sie dramatisch schlechte Verhältnisse beende. Er betont, Kinder hätten noch gar keine genaue Vorstellung vom richtigen oder falschen Zusammenleben Er-

wachsener. Entscheidend sei, wie viel Zuwendung das Kind insgesamt von den Eltern bekommt.

Ähnlich argumentiert die Münchner Soziologin Professorin Sabine Walper, die renommierteste deutsche Wissenschaftlerin zum Thema Scheidungsfolgen. Sie betont, nicht die Trennung an sich, sondern der Streit zwischen den Eltern schade den Kindern und bringe sie in Loyalitätskonflikte. Kinder zerstreuter Eltern hätten in der Schule ähnliche Probleme wie Trennungskinder, oft sogar über einen längeren Zeitraum hinweg. Das leuchtet einerseits ein – hilft aber betroffenen Eltern in unglücklichen Ehen nicht bei der heiklen Frage, wann genau eine Trennung auch für die Kinder das kleinere Übel ist. Eher hilft schon die Einschätzung Walpers, die Abstimmung der Eltern über die Kindererziehung sei nicht so wichtig, wie lange angenommen wurde. Es schade nicht unbedingt, wenn jeder auf seine Weise erziehe – die Kinder kämen damit klar. Sie könnten verstehen, dass in der Wohnung von Mama weniger Süßigkeiten gegessen werden dürfen oder Papa strenger beim Thema Fernsehen ist. Parallele Elternschaft nennen Soziologen das – und sehen ihren Vorteil darin, dass sie Eltern hilft, Streit zu vermeiden.

Stimmt es, dass Patchwork-Kinder später als Erwachsene seltener in stabilen Beziehungen leben? Die Statistik sagt: Ja. Scheidungskinder lösen eine Ehe einhalbmal häufiger auf als Gleichaltrige, deren

Eltern zusammenleben. Und es leuchtet sofort ein, dass Kinder aus klassischen Familien eher einen liebevollen Umgang oder auch nur einen nüchternen Interessenausgleich bei ihren Eltern abgucken können.

Wer will, kann allerdings auch solchen Zahlen aus guten Gründen misstrauen. Denn solche Untersuchungen beziehen sich zwangsläufig auf Scheidungskinder, die heute erwachsen sind. Ob das gleiche Muster auch für künftige Generationen gilt, ist nicht klar. Für die Nachkriegsgeneration, die mit Anfang zwanzig eine eigene Familie gründete, war das Elternhaus vermutlich viel prägender als für die vielen Akademiker, die heute erst als Mittdreißiger in das Abenteuer Familie starten. Nach einer großen Langzeituntersuchung des amerikanischen Soziologen Paul Amato erhöht jedenfalls kaum ein Faktor die Haltbarkeit einer Ehe so sehr wie ein hohes Alter des Brautpaares bei der Trauung.

Demnach könnte es durchaus sein, dass den Jugendlichen, die laut Shell-Studie von der dauerhaften Ehe träumen, auf diesem Feld mehr als den Eltern gelingt. Jedenfalls lässt sich am Ende vor allem festhalten, dass vierzig Jahre nach den Beziehungsexperimenten der Achtundsechziger, dreißig Jahre nach Hollywoods Scheidungsfilmern wie »Kramer gegen Kramer« noch nicht ausgemacht ist, wie furchtbar das Drama Scheidung für Eltern und Kinder tatsächlich ist.

Wir Herausgeber haben die Recherche-Schwierigkeiten beim Thema Patchwork-Familien unterschätzt. Wir wollten viele Prominente von der Schauspielerin Karoline Herfurth bis zum Philosophen Richard David Precht für unser Projekt gewinnen, am Ende sagte meistens eine Ehefrau oder ein Ex-Partner nein. Von unserem ursprünglichen Anspruch, dass jeder Autor mit sämtlichen Familienmitgliedern ausführlich sprechen sollte, mussten wir uns verabschieden – teilweise ist es gelungen, teilweise nicht. Unsere – allesamt versierten und erfahrenen – Autoren stöhnten fast ausnahmslos über die komplizierte Recherche. Alle haben versucht, nicht nur etwas über die Eltern, sondern vor allem auch etwas über das Glück der Kinder zu erfahren. Das war nicht nur unser Anliegen, sondern auch das der Robert Bosch Stiftung, die dieses Buchprojekt gefördert hat und damit möglich machte.

Wer über Familien schreibt, schreibt über sich selbst. Wir Herausgeber ahnten das vorher, bei der Arbeit an diesem Buch wurde es uns noch einmal bewusst. Uns allen fällt auf, was wir kennen, Parallelen zum eigenen Leben erscheinen interessanter oder relevanter. Das gilt auch für die Herausgeber, die aus verschiedenen Universen stammen. Er: verheirateter Vater von fünf Kindern mit besonderem Interesse an der katholischen Kirche, ehemals *Welt*-Redakteur und Vatikan-Beobachter in Rom. Ich: Ökonomin

und Alleinerziehende in der dritten Generation, damit Verkörperung aller konservativen Klischees über bindungsscheue Großstadt-Akademikerinnen.

Rocco Thiede und ich, wir unterscheiden uns schon bei der Frage, ob man Familien nicht getrennter Eltern verallgemeinernd als *intakte* Familien bezeichnen darf – und jede Trennung tatsächlich als *Scheitern*. Und wir ziehen jetzt, nachdem zehn Porträts entstanden sind, auch jeder ein anderes Resümee. Rocco Thiede ist vor allem dankbar, nicht selbst in einer Patchwork-Familie zu leben – und noch überzeugter von der Institution Ehe.

Ich bin vor allem beeindruckt davon, wie unterschiedlich sich ein Patchwork-Familienleben gestalten lässt. Es gibt das Beispiel der privilegierten Unternehmerfamilie im Porträt von Evelyn Roll, in der die getrennten Eltern sich viel Mühe geben – und die Kinder trotzdem sehr leiden. Andere kommen unter schwierigsten Umständen sehr viel besser zurecht, etwa die von Wulf Schmiese porträtierte Familie die in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts lebte. Ähnlich robust wirkt die der ostdeutschen Familie aus Corinna Emundts' Bericht.

Patchwork gelingt besser, wenn Eltern es schaffen, aus der gescheiterten Beziehung zu lernen, ohne verbittert oder ängstlich zu werden. Einigen Personen aus unserem Buch gelingt das, anderen nicht, und mir scheint das vor allem eine Frage der Persönlichkeit

zu sein. Vielleicht sind wir Erwachsenen wie auch unsere Kinder einfach unterschiedlich geeignet für einen Neuanfang – es liegt in der Natur der Sache, dass so etwas notorischen Optimisten leichter fällt. Es hilft auch, das klingt in den Beiträgen von Rocco Thiede und mir an, wenn man die Familien und ihre Traditionen nicht zu sehr idealisiert. Wenn es Weihnachten wegen des neuen Mannes am Küchentisch auf einmal Karpfen statt Gans gibt, kann man das als Verrat empfinden, wie es im Text von Arne Daniels beschrieben wird. Man kann auch einfach nüchtern feststellen: Heute gibt es Fisch.

Gut wäre es, wenn unsere Leser am Ende die großen Unterschiede in der Welt der Patchworker sehen, wenn sie einerseits die Probleme der Kinder besser verstehen und andererseits nicht zu viel Aufhebens davon machen. Man kann ein Scheitern auch herbeireden. Wer Patchwork-Familien ohne Not als Problemfälle beschreibt, tut deren Kindern keinen Gefallen.

Elisabeth Niejahr

»WENN LIEBE NICHT MEHR EWIG WÄHRT«

Professor Bernd Guggenberger hat drei Kinder von zwei Frauen. Er ist zweimal geschieden und war viele Jahre alleinerziehend. Von *Rocco Thiede*

Stolz ragt der weiße Turm in den blauen Himmel. Rote Zinnen umkränzen das Dach. Auf einem kleinen Hügel am Rande Berlins liegt die Türmchen-Villa von Professor Bernd Guggenberger. Sie wurde im romantisch-mittelalterlichen Stil gegen Ende des 19. Jahrhunderts erbaut. Im Winter ist sein Haus von der nahen Hauptstraße aus gut zu sehen. Im Sommer hingegen versteckt sich das Schlösschen des dreiundsechzigjährigen Professors gut hinter dem dichten Grün hoher Linden, Schwarzbirken und mächtiger Ahornbäume.

Bernd Guggenberger ist Professor für politische Wissenschaft. Jenseits von wissenschaftlichen Fachkreisen ist er einem breiten Publikum auch als Redner und Publizist, bildender Künstler und Schriftsteller bekannt. Er war zwei Mal verheiratet. Beide Ehen endeten für ihn unglücklich. Es kam zwei Mal zur Scheidung: bei der ersten Ehe – mit vorangegangener Trennung – nach über zwanzig Jahren, bei der zweiten nach über zehn Jahren. Aus den Ehen gingen ins-



gesamt drei Kinder hervor. Nach der Trennung von seiner ersten Frau war der Hochschullehrer mehr als anderthalb Jahrzehnte alleinerziehender Vater zweier Kinder.

»Die Liebe und die auf sie gegründete Liebesbeziehung die Option auf Dauerhaftigkeit mit ein. Beziehungen dagegen sind von vornherein temporär angelegt«, rät Guggenberger beim Gang durch seinen parkähnlichen Garten. Die Vergänglichkeit von Liebesbeziehungen ist eines der vielen Themen, mit denen er sich in den zurückliegenden Jahrzehnten als Wissenschaftler und Essayist beschäftigt hat. Bereits in den achtziger Jahren veröffentlichte er seinen viel zitierten FAZ-Artikel »Wenn Liebe zur Beziehung wird«.

Vor kurzem von seiner deutlich jüngeren zweiten Ehefrau geschieden, wurde ihm das Sorgerecht für seinen heute vierzehnjährigen Sohn aberkannt. Dieses Schicksal teilt er mit vielen geschiedenen Vätern, aufgrund einer wohl nicht mehr zeitgemäßen Rechtsprechung. Guggenberger hat sein drittes Kind seit über drei Jahren nicht mehr gesehen oder gesprochen. Auch wenn sie scheiterten, bezeichnet Guggenberger seine beiden – zeitlich weit auseinanderliegenden – Ehen auch heute noch über die längste Zeit ihres Bestandes als »außergewöhnlich intensiv und glücklich«.

Wer den Professor zu Hause besucht, trifft auf

einen noch jugendlich wirkenden, nicht sehr großen Mann in legerer Kleidung. Er trägt die ergrauten Haare länger als viele seiner Altersgenossen. Setzt er seine dunkle Sonnenbrille ab, blitzen blaue Augen hervor. Diese blauen Augen hat er auch an alle seine Kinder vererbt.

Äußerlich gleicht er in vielem einem typischen Vertreter der Achtundsechzigergeneration. Selbst bei offiziellen Anlässen sieht man ihn nur selten mit Anzug und Krawatte. Durch seine angenehm offene und einnehmende Art gelingt es ihm, Zuhörer schnell in seinen Bann zu ziehen. Nur die kräftigen, groben Hände scheinen seinem feinen, intellektuellen Geist auf den ersten Blick zu widersprechen. Guggenberger kommt aus einer Schreinerfamilie aus dem Schwarzwald. Mit hochgekempelten Ärmeln packt er selbst gern zu. Als Künstler arbeitet er bevorzugt mit Materialien, die keinen Widerspruch dulden.

Als seine erste Ehefrau Ende der siebziger Jahre die Familie verließ, waren die Kinder Sophie und Damian gerade einmal vier und acht Jahre alt. Sie hatte damals mit ihrem freiwilligen Sorgerechtsverzicht gewiss auch im Interesse der stark auf den Vater fixierten Kinder gehandelt und »einen für sie schmerzlichen Weg gewählt«, wie ihr ehemaliger Mann es rückblickend sieht. Sie teilte mit ihm wohl auch die Überzeugung, dass der Vater den Kindern mehr geben konnte.

Sie selbst war allein mit ihrer Mutter aufgewachsen. Als Kind und junger Mensch hatte sie wohl nie die Chance, Teil einer intakten, vollständigen Familie zu sein, die Rückhalt und Geborgenheit bietet. Ähnliches gilt auch für Guggenbergers zweite Ehefrau. Als sie mit Mitte zwanzig Guggenberger kennenlernte, hatte sie bereits eine gescheiterte Ehe hinter sich. Sind das alles nur bedeutungslose biographische Zufälle? »Könnte es nicht sein«, sinniert Guggenberger, »dass sich Lebenserfahrungen zwar nicht einfach forterben lassen, weil jeder sie selbst machen muss; dass sich aber vorethaltene Lebenserfahrung rächt?« Er fragt sich heute, ob Menschen, die den Wert und die Bedeutung von Verlässlichkeit, Familien-solidarität und Treue im eigenen Elternhaus nie kennengelernt haben, diese später selbst vermissen werden.

Beim Gang durch die vielen Räume seines Schlösschens merkt der Besucher schnell, dass der erklärte Familienmensch Guggenberger oft als Dozent auftritt, wenn er Gedanken äußert wie: »Wer nur ein angelerntes Familienmitglied ist, wird sich in der Krise möglicherweise anders entscheiden als derjenige, der die intakte Familie buchstäblich mit der Muttermilch eingesogen hat. Wo das Kommen und Gehen von Eltern-Partnern eher als Normalfall erlebt wurde, fällt es sicher schwerer, selbst eine feste Bindung einzugehen.«

Guggenberger hat seinen älteren Kindern Sophie und Damian die Trennung von ihrer Mutter nie schönegeredet: »Gewiss habe ich versucht, sie so wenig wie möglich zu belasten. Auf der anderen Seite habe ich ihnen aber auch das Zumutbare zugemutet: das Wissen, dass sich in ihrem Familienbiotop eine Katastrophe ereignet hat, etwas, das das unbeschwertere Familienglück in einem Augenblick erschüttert hat, etwas, das nie hätte passieren dürfen. Ich sagte ihnen: Wenn ihr später einmal selbst Kinder habt, versucht ihnen das auf jeden Fall zu ersparen, es gibt nichts Wichtigeres für ein gelingendes Leben als die Familie und eine glückliche Kindheit.« Auch wenn die drei in der Folge »wie Pech und Schwefel« zusammenhielten – Guggenberger ließ seinen Kindern gegenüber keinen Zweifel daran, dass es bei all dem nur noch um die »zweitbeste Lösung« gehen konnte. Die beste Lösung – das war die kurze gemeinsame Zeit mit *beiden* Eltern, mit Mutter *und* Vater.

Nie hat er die Trennung verniedlicht nach dem Motto: »Man kennt sich, man trennt sich. Alles ist halb so schlimm. Wir bleiben alle Freunde fürs Leben.« Von solchen Unverbindlichkeiten hält er nichts. Was er selbst hatte, eine Familie mit Vater und Mutter »als feste, durch nichts zu erschütternde Burg«, das konnte er seinen Kindern nicht geben.

Eine der schmerzlichen Lehren des Lebens, über die sich Guggenberger mit seinen Kindern in der

Zeit »nach der Katastrophe« oft austauschte, war die Tatsache, »dass eben nichts selbstverständlich ist und wenigstens nur verlässlich und für menschliche Ewigkeiten gültig. Und: dass wir ganz selten nur merken, dass wir glücklich sind, solange das Glück da ist und anhält. Glück ist ein Rückspiegelphänomen. Man wird seiner erst gewahr, wenn es gefährdet ist, wenn es uns entschwindet.«

Was aber folgt aus dieser Einsicht? »Für das Glück muss man fortlaufend Einsatz bringen. Man muss beizeiten damit anfangen, es auch dort zu entdecken, wo man es gemeinhin gar nicht suchen würde: im Alltag, in den ganz gewöhnlichen und banalen Tagesverrichtungen. Vieles unterläuft unser Bewusstsein, weil wir mit ihm im dauernden, scheinvertrauten Umgang sind.« Für Guggenberger ist Familie gerade nicht der nie endende Sonntagsausflug: »Familie ist auch und gerade, wenn's weh tut, wenn nichts mehr geht, wenn's vermeintlich nicht mehr zum Aushalten ist. Auf Familie-light lässt Familienglück sich nicht gründen. So ernüchternd das klingen mag, Familienglück hat viel mit Gewöhnung und Verlässlichkeit zu tun, mit langjähriger, über die Generationenschwelle weitgereicherter Erfahrung.«

Kein Zimmer in Guggenbergers strahlend weißer Villa ist wie das andere. Höchst individuell und fast verwirrend ist die Aufteilung der Räume. Wer von unten nach oben möchte, kann auf Treppenabsätzen

rasten. Im Inneren des Schlosschens wirken viele der Zimmer noch unfertig, wie kurz vor einem Ein- oder Auszug. In der oberen Etage hat er gerade den hölzernen Fußboden neu verlegen lassen. Mittlerweile steht auch die Bibliothek mit den vielen Büchern des Professors wieder. Es scheint voranzugehen. Doch wer wird die fertigen Räume einst nutzen?

Guggenberger selbst ist in einer Familie mit Vater, Mutter und fünf Geschwistern groß geworden, die sich, allem unvermeidlichen innerfamiliären Kleinkrieg zum Trotz, stets ein Stück weit als unaufkündbare »verschworene Gemeinschaft« verstanden haben. »Wenn's darauf ankam, war die Familie eine verlässliche Größe. Der eine konnte auf den anderen bauen.«

Guggenbergers Geschwister fanden alle Partner aus intakten Familien. Trennungs- oder Scheidungswaisen gibt es unter den jeweiligen Ehepartnern keine. Ihre Ehen halten bis heute, ohne Anzeichen äußerer Erschütterung. Obwohl er der älteste Sohn seiner Eltern ist, können, anders als er selbst, manche seiner Geschwister bereits auf eine stattliche Enkel-schar verweisen. »Genau das wollte ich auch. Fast scheint es, als sollte ich auf diesem Feld der einzige Versager in meiner Familie werden«, gibt er resigniert zu Protokoll. Seine Kinder – Sophie und Damian – haben im Gegensatz zu ihren Cousinen und Cousins von Kindesbeinen an die Familie fast nur als

Rumpffamilie erfahren. Guggenberger ist fest davon überzeugt, dass künftiges Ehe- und Familienglück Voraussetzungen hat, die bereits in der vorangegangenen Elterngeneration gelegt und von Jugend an eingeübt und gelernt wurden. Er beruft sich dabei auf Statistiken, wonach mehr als zwei Drittel der Ehen scheitern, bei denen ein oder gar beide Partner aus einer zerrütteten Familie kommen. »Sozialempirisch stellen die Scheidungswaisen mittlerweile bald die Mehrheit. In akademischen Kreisen sind sie es wohl bereits!«

Guggenberger fragt sich heute, ob Kinder, die mit wechselnden Vätern oder – seltener – Müttern groß werden, auch aus diesen »negativen Vorbildern« lernen können: »Klar, sie nehmen sich fest vor: So möchte ich es einmal mit meinem Partner selbst nicht machen. Aber wenn der Konflikt im eigenen Leben da ist – werden sie ihn anders bewältigen als ihre Eltern? Vieles ist heute nicht mehr auf Ewigkeit angelegt. Jeder muss mit der Vergänglichkeit aller Versprechen rechnen.« Es zeuge längst nicht mehr nur von Zynismus, wenn man den Kindern zumute, diese Vergänglichkeit im Kalkül zu haben; zum Beispiel in Gestalt »der Liebeskatastrophe der Eltern, bis hin zur völligen Gesprächsunfähigkeit am Ende einer Beziehung zwischen Menschen, die sich einmal sehr nahe waren«.

Statt Ehefrau und Ehemann auf Zeit und Ewigkeit

dominiert der Lebensabschnittspartner die Bühne zwischenmenschlicher Beziehungen: »Bleibende Orientierungspartner erwachsen heute durch Sozialadoption und neuartige Wahlverwandtschaften, nicht mehr vornehmlich nach den Gesetzen der Blutsbande und des Generationengefüges.« Damit ist auch gemeint, dass heutige Kindergenerationen nicht mehr nur von den eigenen Eltern lernen. Ihre Rollenmodelle kommen von Freunden und Lehrern, am häufigsten aber wohl aus Mode und Medien, Werbung und Konsum.

»Ist es nicht gerade die unerträgliche Leichtigkeit des Seins«, die den sozialen Umgang beschwert?«, fragt Guggenberger. Wer argumentiere: »Macht es euch und den Kindern doch nicht so erdenschwer! Warum sollen sie eure Elternkämpfe weiterkämpfen?«, der verkenne, dass Familie generationenübergreifende Schicksalsgemeinschaft ist. Wer der Familie »die Schwere nimmt, darf sich nicht wundern, wenn sie keinen Rückhalt mehr bietet und keinem Sturm mehr standhält«.

Anders als viele gleichaltrige Vertreter der Acht- und sechzigergeneration hat Guggenberger das Modell »Familie-light«, wie er es nennt, nie überzeugt. In den achtziger Jahren, als er als Hochschullehrer in Bielefeld tätig war, besuchten seine Kinder die Laborschule des Pädagogen Hartmut von Hentig. Der Partnerwechsel und die Familie ohne Trauschein

waren hier längst der Normalfall. In der Jahrgangsklasse von Sohn Damian entstammten gerade einmal drei Schüler einer klassischen Familie. Die allein-erziehende Mutter dominierte. Guggenberger blieb selbst in diesem Umfeld als alleinerziehender Vater ein einsamer Exot. In seiner Skepsis bestätigt hat ihn das Ergebnis eines Befragungstests an dieser Schule, bei dem von über zwanzig knapp zehnjährigen Schülern gerade mal zwei imstande waren, halbwegs zutreffende Angaben über Namen und Vornamen von Müttern, Vätern und Großeltern zu machen.

Die heutigen Patchwork-Situationen – Guggenberger: »ein unglücklicher, um nicht zu sagen ein dummer Begriff« – seien »der Not geschuldet, wenn Liebe nicht mehr ewig währt und das obendrein keinen mehrsonderlich kümmert«. Es sei höchst fraglich, ob, »allem wohlfeilen Lippenbekenntnissen zum Trotz, wirklich das dauerhafte Kinderglück im Mittelpunkt des Abwägens« stehe und nicht vielmehr »das situative Beziehungsglück kurzlebiger Partnerattraktion«. Und vielleicht sollte man ja auch »zur Glücksökonomie der Partnerbeziehung stärker die Frage bedenken: Welche Paare werden wirklich in der zweiten, dritten, vierten oder fünften Beziehungskonfiguration dauerhaft glücklicher als in der ersten?«

Natürlich gebe es die unglücklichen Ehen, bei denen eine Trennung und Neuordnung des Lebens besser ist. »Aber das Leichte, Lockere im Umgang

miteinander, fehlende Leidenstoleranz, mangelndes Durchhaltevermögen, das schnelle Aufkündigen – dies alles ist zu einer neuen Not der Zeit geworden.« Patchwork-Familien sind für Guggenberger ein Symptom der modernen Flüchtigkeitgesellschaft und ihrer Signalkultur: »Wenn immer mehr Informationen und Bilder in immer kürzeren Intervallen auf uns einwirken, gerät unsere Reizökonomie außer Rand und Band. Die neuen Bilder, Landschaften, Menschen, Gegenstände und auch Gefühlszustände, die pro Zeiteinheit auf uns einwirken, wachsen ins Unermessliche an.« Deshalb können viele Menschen die geistigen und emotionalen Eindrücke nicht mehr verarbeiten und bleiben kalt. Man berührt sich nur noch flüchtig – und eilt schnell weiter. Guggenberger ist davon überzeugt, dass ein »spannender Partner heute vor allem eines können muss: die Langeweile vertreiben«. Und seine Analyse schließt die Gesellschaftskritik gleich mit ein, wenn er resümiert: »Zu einer stark an der Wirtschaft ausgerichteten Gesellschaft mit ihrem Erfordernis des flexiblen Arbeitskaders, der jederzeit abrufbar ist, passen mobile Familienstrukturen und hohe Trennungsbereitschaften nur zu gut! So etwas Sperriges wie Treue liegt völlig quer zum neuen, flexiblen Menschentyp, erscheint uns hoffnungslos veraltet, kann aber gerade aus diesem Grund ganz schnell auch wieder ultramodern werden.«

Familie und Ehe seien Auslaufmodelle. »Liebe und lebenslange Treue bleiben so etwas wie korrektive Ideen und kontrafaktische Normen, die allerdings immer schwerer zu leben sind. Ihre Suggestivkraft gewinnen sie gerade aus ihrer relativen Seltenheit. Die untergründige Sehnsucht nach Treue, Verlässlichkeit und Bestand wachsen, je mehr die Beziehungsgesellschaft gerade diesen Tugenden den Boden unter den Füßen wegzieht und sie uns lebenspraktisch wegsterben«, doziert er passend vor seinem eigenen biographischen Hintergrund. »Je fluidier und instabiler die Gesellschaft, umso stärker die Sehnsucht nach individueller Beständigkeit. Das Unzeitgemäße gewinnt für sensible Menschen eine eigene Attraktivität.«

Wer zu Guggenbergs Schloss möchte, muss gelegentlich durch hohes Gras stapfen oder über einen versteckten Sandweg den Hügel erklimmen. Entlang einer Lindenallee erstreckt sich eine sanft ansteigende Magerwiese. Besuchern wird der Gang zum Schlossherrn nicht leicht gemacht. Kein eleganter Kieselpfad mit weiß leuchtenden Laternen wurde angelegt. Wer den Professor erreichen will, muss sich bemühen und herankämpfen.

Bernd Guggenbergs eigenwillige Villa im Tudorstil hat eine hochinteressante, wechselvolle Geschichte. Erbaut von Gustav Lilienthal, dem jüngeren Bruder des Flugpioniers, war sie eines der Zentren der

Lebensreformbewegung des vorigen Jahrhunderts, die den Ökologen und Grünen von heute vielfältige Anregungen gab. Führende Köpfe der Monte-Verità-Bewegung gingen hier ein und aus. Verfechter des Sonnenkults und der Freikörperkultur, der Anthroposoph Rudolf Steiner, der Jugendstilmaier Fidus sowie der Pädagoge und Entdecker der Sinne Hugo Kükelhaus waren hier zu Gast.

Guggenberger hat das Haus kurz nach der Geburt seines zweiten Sohnes erworben. Das Schlösschen bietet viel Platz und ist ideal für eine Großfamilie. Eigentlich wartet es nur darauf, aus seinem Dornröschenschlaf zu erwachen. Guggenberger kam als sein Befreier, legte hier und da Hand an den Bau und nahm behutsame Veränderungen bei den Innenräumen vor. Aber irgendwie blieb er in den Dornen stehen. Guggenbergs Königsfamilie lebt hier nicht mehr. Oft ist der Schloss-Erlöser allein auf seinem Anwesen. Kurz nach der Trennung vor vier Jahren beschrieb er diesen Zustand in einem Gedichtband. »Unsere Burg / die jetzt spröde / zu bersten beginnt / als sei ... die Ahnung aufgepflanzt / dass die Herrin gehe / diesmal / fort für immer«, heißt es an einer Stelle.

Eigentlich ist Guggenbergs privater Rückzugsort auch ein Paradies für Kinder – hier kann man sich verstecken und klettern und im Unterholz Buden bauen. Das Dachgeschoss ist über eine Wendeltreppe

erreichbar, und von der Dachterrasse hat man einen guten Blick über das umgebende Seerund bis zum nahen Kirchturm.

Dass der Kontakt zu seinem jüngsten Sohn abgebrochen ist, belastet Guggenberger schwer. Dennoch ist er sich sicher: »Ich habe ihm in den Jahren unserer Gemeinsamkeit viel mitgeben können. In seiner ersten prägenden Lebensphase bis zum Alter von zehn Jahren, war ich für ihn der dominante Ansprechpartner.« Mit einer Vielzahl von Geschichten hat er seine Phantasie stimuliert, mit ihm gemalt, gebastelt, gelesen und philosophiert. »Wir haben bizarre Märchen erfunden und aufgeschrieben; uns strahlende Helden und Ritter von der traurigen Gestalt ausgedacht. Ich habe mit ihm über die Zeit, den Raum und die Ewigkeit spekuliert. Wir haben Figuren entwickelt, wie den Mond- und den Erdenfritz oder die Tanaka, ein gewitztes, lebenskluges Mädchen aus Japan.« Viele Jahre lang hat er ihm jeden Abend vor dem Einschlafen »einen erfundenen eigenen Streich« erzählt, und nicht nur zu Weihnachten und Geburtstagen wurde zusammen gesungen, gebetet oder gedichtet. Guggenberger weiß genau: »Das wird bleiben auch über seine erzwungene Abwesenheit hinaus. Doch der Schmerz über das Verlorene ist riesengroß. Es bleibt nur ein Trost: All das, was wir gemeinsam erleben, das bleibt ihm, seinen Geschwistern und mir erhalten.«

Ein schnelles Ende der erzwungenen Distanz scheint Guggenberger unwahrscheinlich. »Mehr als mein Schweigen und meine zuversichtliche Geduld kann ich ihm im Augenblick nicht geben. Ich war ihm zehn Jahre lang Vater mit Leib und Seele. Ein bisschen Vater kann ich nicht. Als Ferien- und Besuchsdaddy habe ich wenig Talent. Dafür wiegt das, was uns an Unlöschaarem einst in der Familie verband, einfach zu schwer: Wir können beide nicht gegenseitig für zwei Wochen im Jahr das Ruinenfeld weglächeln, auf dem wir stehen. Und wahrscheinlich«, fügt er nachdenklich hinzu, »bringe ich selbst auch zu viel pädagogischen Ehrgeiz und Eifer mit ein, wenn ich nicht nur Gene forterben, sondern auch Gedanken und Überzeugungen weitergeben möchte – und dies nicht zuletzt gerade durch die Chance, sie durch eigenes Vorleben zu beglaubigen.«

Im Erdgeschoss von Guggenbergers Schlösschen, neben der modernen offenen Küche, reiht sich auf dem Fußboden eine rhythmische Abfolge hoher, schlanker Bilderrahmen. Hinter Glas sieht man abstrakte ineinanderfließende Gebilde in bräunlicher Farbe. Auf einem hautähnlichen, transparenten Überzug sind expressive Formen zu erkennen. Bambusstängel und Blätter wurden in diese Kompositionen eingearbeitet. Diese Materialbilder sind Teil einer vor einem Vierteljahrhundert in einem Reisfeld vom Künstler Guggenberger auf Bali veranstalteten

Klang- und Bewegungsinstallation mit dem Titel »The Rhythm of Bamboo«.

Guggenberger nutzt für seine Seidenpapierbilder und plastischen Arbeiten gern Knochenleim. Leim – der verbindet und etwas festhält, so wie Bernd Guggenberger versuchte, seine Familie zusammenzuhalten. Die Bilder hängen noch nicht an den Wänden. Sie warten nur darauf, dass alles einmal fertig wird und sie ihren festen Platz doch noch finden.

»MEIN ENGELE, MEIN GOLDSCHATZ«

Sophie Guggenberger – Journalistin, PR-Managerin und Schwester

An einem verschneiten Wintertag in der Schweiz trafen Sophie Guggenberger und ihr Bruder Damian zum ersten Mal die neue Freundin ihres Vaters. »Mir war schon klar: Wenn Papa uns jemals eine Frau vorstellt, dann muss es etwas Ernstes sein. Ich habe mich für ihn damals sehr gefreut«, sagt Sophie. Fast zwanzig Jahre lang hatte es keine feste Lebenspartnerin für ihren Vater gegeben. Niemals sollten die Kinder sich nach dem Auszug der eigenen Mutter »durch eine Fremde bedroht fühlen«. Erst als die Kinder groß waren, bereits studierten und nicht mehr permanent zu Hause wohnten, gab es eine neue Entwicklung: Ihr Vater sei damals »regelrecht

aufgeblüht«, er wirkte »sehr verliebt, fast wie im zweiten Frühling«.

Die neue Frau des Vaters war noch sehr jung und sogar etwas jünger als ihr Bruder Damian. »Irgendwie war es schon komisch, denn eigentlich hätte sie meine große Schwester sein können«, erinnert sich Sophie. Anfangs hatte sich Sophie auch wegen des Altersunterschiedes zwischen ihrem Vater und seiner späteren zweiten Ehefrau immer mal wieder gefragt, wie lange die neue Liebe wohl halten würde. »Aber je länger beide zusammen waren, desto weniger spielte die Altersdifferenz eine Rolle.« Ihr Vater kam damals »viel jünger rüber«, und seine neue Frau war »von ihrer Persönlichkeit und ihrem Wissensstand her reifer als viele andere in ihrem Alter«. Ihre öffentlichen Auftritte und ihre schon frühzeitig erkennbare Karriereambition taten ein Übriges. Beide haben sich, so schien es, in ihrem Beruf gut ergänzt.

Ein halbes Jahr später, bei einem Grill-Ausflug zu den Externsteinen nahe Detmold überraschte der Vater die Geschwister: »Ihr bekommt noch ein Geschwisterchen – einen kleinen Bruder.« Sophie studierte damals in Freiburg. Ihr Vater pendelte zwischen Berlin, Bielefeld und dem Wohnort seiner zweiten Familie in der Schweiz. »Ich hatte von Anfang an eine sehr enge Bindung zu meinem jüngeren Bruder«, sagt Sophie. Vor allem in seinen ersten vier Lebensjahren war sie häufig mit ihm zusammen und half mit, ihn

großzuziehen. Sie wechselte Windeln, brachte ihn zur Kita, erzählte ihm Abenteuergeschichten und spielte mit ihm. Der Vater war damals viel zu Vorträgen und Vorlesungen unterwegs, und seine Frau arbeitete zielstrebiger an ihrer Karriere. Und da die Distanz zwischen Sophies Studienort und des Vaters zweitem Familiensitz nicht groß war, wirkte Sophie gewissermaßen als natürlicher Babysitter ihres kleinen Bruders.

Fast vom ersten Tag an wuchs die »größere Familie« zusammen: Immer wieder fuhren alle fünf gemeinsam in den Urlaub, verbrachten häufig die Wochenenden zusammen und feierten Geburtstage, Weihnachten und Ostern miteinander im Haus der Großeltern im Schwarzwald. »So seltsam es nach der eigenen Generation auch klingen mag: Familie ist bei uns das höchste Gut. Für mich war mein kleiner Bruder fast wie ein eigener Sohn. Ich habe ihn auch nie als Stief- oder Halbbruder gesehen. Selbstverständlich bleibt er nach der unschönen Trennung meines Vaters von seiner zweiten Frau mein Bruder.« Direkten Kontakt haben sie seit fast zwei Jahren nicht mehr. Hin und wieder kommunizieren sie via Facebook, WhatsApp oder über andere digitale Medienkanäle. »Doch das ist alles nichts gegen ein reales, physisches Wiedersehen«, gibt Sophie zu.

Ihr damaliges Verhältnis zur neuen Frau ihres Vaters schildert Sophie als freundschaftlich und herzlich. Sie sah sie »nie als Mutter, eher als Freundin.

Doch zusammen in die Disco sind wir nie gegangen.« Offen gesteht sie, dass es »natürlich auch Momente der Eifersucht« gab: »Wenn Papa zum Beispiel ›mein Engele‹ oder ›mein Goldschatz‹ rief, schaute ich selbstverständlich auf, bezog das, wie all die Jahre zuvor, auf mich.« Doch schnell musste Sophie realisieren, dass plötzlich nicht mehr sie, »sondern Pappas neue Lebensgefährtin« gemeint war. Nachdem zwei Jahrzehnte lang Sophie als »Engele« und »Gold-schatz« konkurrenzlos gewesen war ...

Als Teil einer Patchwork-Familie hat sich Sophie nie gesehen. »Diese Zustandsbeschreibung ist mir sehr fremd, in meinen Augen waren wir schlicht und einfach immer eine Familie.« Sie war gerade vier Jahre alt, als die erste Ehe ihres Vaters auseinanderging. »Ich kenne diese Konstellation von Mutter, Vater und Kindern gar nicht. Im Gegenteil: Mein Papa hat für mich alle Mütter der Welt ersetzt.« So hat sie eigentlich nie etwas vermisst. Wenn sie zum Beispiel bei Freunden übernachtete und hörte, wie sich deren Eltern stritten – »das blieb mir erspart«, sagt Sophie lächelnd. Nur einmal, als sie acht Jahre alt war, gab es Ärger auf dem Spielplatz mit einer Klassenkameradin. Mitten im Streit sagte das Mädchen zu ihr: »Sophie, sei bloß ruhig, du hast doch noch nicht mal eine Mutter.« Da wurde ihr schlagartig klar, dass bei ihr zu Hause etwas anders war. Und später dann, auf den Elternabenden oder Schulfesten, war sie natür-

lich nur mit ihrem Vater oder gelegentlich mit einer der beiden Großmütter, was ebenfalls zu Nachfragen von Mitschülern führte.

Überhaupt die Großeltern: Sie waren in Sophies Kindheit, neben Vater und Bruder, die wichtigsten Ansprechpartner. Wohingegen sie »nie ein engeres Verhältnis zur Mutter von Papas zweiter Frau aufbaute«. Dafür war sie mit Mitte zwanzig wohl schon zu eigenständig, als dass sie hier einen positiven Zuwachs an Verwandtschaft für sich hätte verbuchen können. Ihr jüngerer Bruder hingegen wuchs ganz natürlich mit mehreren Omas und Opas auf, die ihn alle willkommen hießen und liebten – ohne Unterschied.

Wie wirken sich die Erfahrungen mit einem allein-erziehenden Vater und die über zehnjährige »Patchwork-Situation« auf das eigene Beziehungsleben aus? Sophie lebt seit sieben Jahren in einer stabilen Beziehung und ist seit vier Jahren verlobt. Erst jüngst erhielt sie von ihrem Lebensgefährten im Urlaub bei Sonnenuntergang am Strand den förmlichen Heiratsantrag. »Klar bin ich nachdenklich, wenn es um eine ewige Bindung geht«, sagt Sophie, die nicht ausschließen möchte, dass in ihrem Unterbewusstsein auch Gedanken an das mögliche Scheitern einer Ehe existieren – bedingt durch ihre eigene Familiengeschichte. Sie verweist auf die »schnelllebigen und unverbindlichen Zeitphänomene, wie all die sozialen

Medien mit ihren Verführungen und Versuchungen«, wenn es um das Verschwinden verbindlicher Werte von Dauer, Beständigkeit und Treue geht. »Freundschaft und Liebe« seien heute Worte mit anderen Inhalten als noch vor einem halben Jahrhundert zu Jugendzeiten ihres Vaters. Eine Freundschaft auf Facebook ist für Sophie »eher ein kommunikativer Kontakt und hat mit Freundschaft im eigentlichen Sinne nicht mehr wirklich viel zu tun«. Für sie zählt – und da ist sie ganz Kind ihres Vaters – »die eine, ewige Liebe«, auch wenn diese sich bei ihrem Vater nie vollenden konnte. »Joschka Fischer oder Gerhard Schröder mit ihren Dritt-, Viert- oder Fünftfrauen sind keine guten Vorbilder. Wenn ich heirate, möchte ich schon, dass meine Kinder einmal lebenslang eine Mama und einen Papa haben, etwas unverrückbar Festes, an dem sie niemals zweifeln müssen: eben eine Familie!« Daran glaubt Sophie, trotz oder gerade wegen der eigenen Familiengeschichte.

»WIR HATTEN VIEL SPASS MITEINANDER,
MACHTEN VIEL BLÖDSINN«

Damian Guggenberger – Anwalt und Bruder

»Ich war einfach nur begeistert«, erzählt Damian Guggenberger rückblickend. Damian freute sich sehr, als er erfuhr, dass der Schwangerschaftstest

der neuen Frau seines Vaters positiv war. Er sollte noch einmal ein Geschwisterchen bekommen! Als sein kleiner Bruder geboren wurde, war er bereits sechszwanzig Jahre alt und stand als Student der Jurisprudenz und Politikwissenschaft in Bielefeld kurz vor dem Abschluss seines Studiums. Bereits zwei Jahre zuvor hatte sein Vater die spätere zweite Ehefrau kennengelernt, die ungefähr genauso alt wie Damian war.

Da sein Vater beruflich und privat viel pendelte, sah Damian beide in den ersten Jahren nur sporadisch. Das Verhältnis zu seiner »Stiefmutter«, wie er sie augenzwinkernd nannte, war eher kumpelhaft. »Nie hätte ich im Ernst daran gedacht, sie als meine Mutter anzusehen. Sie war die Frau meines Vaters und die Mutter meines Bruders.«

Mit Blick auf seinen um über zwei Jahrzehnte jüngeren Bruder haben nicht nur die Eltern, sondern auch die großen Halbgeschwister den kleinen Jungen erzogen. »Immerhin war ich da bereits in einem Alter, wo ich schon hätte Vater sein können.« Aber für seinen Bruder wollte er keinesfalls in die Vaterrolle schlüpfen, sondern eben ein richtiger Bruder sein. Im Geiste machte er sich zehn Jahre jünger, was ihm bei seinem jugendlichen Aussehen wohl auch nicht schwerfiel. »Wir hatten viel Spaß miteinander, machten viel Blödsinn, oft sogar auch verbotene Sachen.« So erinnert sich Damian an ein wärmendes Feuerchen

im Herbst, das sie in einem hölzernen Baumhaus im Schwarzwald entfachten. Er schnitzte seinem Bruder aus dem Holz eines nahen Mischwaldes Schwerter. Beide kämpften miteinander. Wie Robin Hood und seine Getreuen versteckten sie sich im Wald und bauten einen regensicheren Unterschlupf. So manches, was die Eltern nicht so gern sahen, nahm Damian als älterer Bruder auf seine Kappe. Obwohl sie nicht permanent zusammenwohnten, sahen sie sich recht häufig, ob beim mehrwöchigen gemeinsamen Urlaub, bei Familienfeiern oder Festen wie Ostern, Pfingsten oder Weihnachten. »Wir waren immer sehr innig miteinander und kuschelten auch viel«, erzählt er.

Auch Damian fällt die erzwungene Trennung von seinem Bruder nach der Scheidung seines Vaters von seiner zweiten Ehefrau und den Urteilen zum Sorgerecht sichtlich schwer. Es war eben nicht nur eine Ehe, die auseinanderbrach, sondern »eine starke, wunderbare Familie«. Betroffen waren alle – gerade auch die Geschwister. Damian kann sich gut an die Worte seines jüngeren Bruders erinnern: dass sie sich bald wiedersehen werden und sein Bruder dann für immer nach Berlin zurückkommen werde. Doch es kam leider ganz anders: Nur gelegentlich noch erhält Damian zum Geburtstag oder zu Weihnachten eine kurze SMS von ihm. Für Damian ist das viel zu wenig vor dem Hintergrund der intensiven Beziehung,

die sie über Jahre hatten. Offen gesteht er seine Enttäuschung. Er würde sich viel mehr über einen Anruf freuen oder einen Brief, der ihm erzählt, wie es wirklich um seinen Bruder steht und in ihm aussieht.

Als Damians leibliche Mutter einst die Familie verließ und er und seine Schwester beim Vater zurückblieben, war er acht Jahre alt. »Für mich war klar, dass ich bei meinem Vater bleiben will. Ihm stand ich näher und ihn wollte ich nicht vermissen.« Mit der Mutter zu gehen kam für ihn nicht in Frage. Er fühlte sich von ihr im Stich gelassen. Es fiel ihm auch später schwer, ihr das zu verzeihen. Hilfreich war damals die Unterstützung durch die Oma mütterlicherseits. Sie kam regelmäßig nach Bielefeld, kochte, nähte und versuchte, bei den schulischen Anforderungen zu helfen. »Wir haben es immer so empfunden, dass Oma ganz klar auf unserer Seite stand, da sie wusste, dass sich ihre Tochter bei der Trennung von uns nicht gerade ideal verhalten hatte«, fasst Damian in seiner pragmatischen Art die Lage seiner Kindheit zusammen. Damians Verhältnis zu seiner Mutter scheint sich seit jenen Jahren abgekühlt und versachlicht zu haben. Bei den eher seltenen Telefonaten sprach Damian seine Mutter nur mit dem Vornamen an. Das Wort »Mama« ist ihm seither kaum noch über die Lippen gekommen. Doch böse Worte gab es nicht zwischen ihnen. »Vergebung ja, Vergessen nein. Wie-dergutmachen kann man die verlorenen Jahre sowie-

so nicht. Und was passiert ist, lässt sich auch nicht mehr rückgängig machen.«

Rasch hatte er gelernt, mit seiner Situation umzugehen: »Klar war es mir als Kind peinlich, und ich schämte mich vor anderen Klassenkameraden in der Schule, als sich meine Eltern trennten.« Er legte sich eine plausible Geschichte zurecht: Sein Vater hatte gerade eine neue Professur im ostwestfälischen Bielefeld angeboten bekommen, und seine Mutter musste in Süddeutschland ihren beruflichen Verpflichtungen nachkommen – was auch stimmte. Aber so, wie es Damian erzählte, klang es, als käme die Mutter bald nach. Dabei war ihm selbst klar, dass es keinen Grund gab, darauf zu hoffen.

Für Damian war rückblickend in der Rumpffamilie mit Vater und Schwester »vieles cooler« als bei gleichaltrigen Freunden und Klassenkameraden, die mit beiden Eltern lebten. Der Vater ließ ihnen schon der reichlichen Vortagsreisen wegen viele Freiheiten, machte »alles weniger kompliziert« und belegte die restliche Kindheit von Damian und Sophie mit weniger Verböten, als es die Geschwister noch von den gemeinsamen Zeiten mit der Mutter her kannten. Viele seiner Schulfreunde kamen aus geschiedenen Elternhäusern. Es gab alleinerziehende Mütter, viele Kinder wuchsen mit einer Stiefmutter oder einem Stiefvater auf. »Meine Schwester und ich waren wohl die Einzigen, die allein von ihrem Vater erzogen wurden.«

Da die Bielefelder Laborschule direkt neben der Uni lag, waren für seinen Vater Kinderbetreuung und Lehrauftrag meist gut zu vereinbaren. Wann immer sie wollten, konnten die beiden ihren Vater in seinem Universitätsbüro aufsuchen.

Die Gefahr des Scheidungskindes, selbst in die Scheidungsfalle zu laufen, sieht der heutige Anwalt Damian ähnlich wie sein Vater: »Klar liegt es an unserer auf Flexibilisierung getrimmten Gesellschaft und ihren Mobilitätsidealen, wenn Menschen schneller ihren Partner wechseln, ob aus Langeweile oder von falschen Vorbildern beeinflusst.« Vorteile erkennt er vor allem in seiner, trotz aller Freiheiten, verlässlich-bodenständigen, klar strukturierten Erziehung. Seine eigene Familienperspektive ist daher ganz ähnlich wie die Idealvorstellung seines Vaters: die Liebe seines Lebens heiraten, mit ihr Kinder haben und diese gemeinsam großziehen. Ihm schwebt die gleichberechtigte Erziehung durch Mutter und Vater vor, ähnlich wie er es zumindest in der frühen Kindheit selbst erlebt hat. Er möchte als Vater »viel Zeit für meine Kinder haben, für sie da sein, ihnen Geschichten vorlesen, abends mit ihnen ein Nachtgebet sprechen und mit ihnen die Welt entdecken«. So, wie er es von seinem Vater kennt.